Helene.

Roman von A. Lütetsburg.

(2. Fortsetzung.)

Heimathlich? Sie schauerte fröstelnd zusammen. Dieses idyllisch schön gelegene Schloß hatte eigentlich die Heimath ihres Kindes sein müssen, aber dasselbe würde nie eine Stätte haben, dem es den trauten Namen geben konnte.

Während die unglückliche Frau, noch in trübseligen Gedanken verloren, mitten im Schloßhofe stand, fuhren plötzlich mit wüthendem Gekläff zwei riesige Bulldoggen auf sie los und der eine hatte seine Zähne alsbald in ihr dunkles Wollkleid geschlagen und zerrte es in Stücke, während der andere seine rollenden Augen mit drohendem Ausdruck auf sie gerichtet hielt, um bei jeder Bewegung dem Beispiele des andern Hundes zu folgen. Unwillkürlich war ein Schreckensruf über ihre Lippen gekommen und im nächsten Augenblick sprang ein junger Mann herbei, um die erschrockene Frau von ihren Angreifern zu befreien.

„Zurück, Nero — Vesta!" schrie er, und sausend fuhr den Thieren die schwanke Reitpeitsche um den Kopf, daß sie heulend davonliefen. Dann wandte sich der junge Mann zu der Dame und in seinen Augen prägte sich das innigste Mitgefühl aus.

„Gnädige Frau — ich bedauere unendlich, daß Sie in diese peinliche Lage gekommen sind. Die Thiere laufen am Tage niemals frei herum, aber Birkenweiler ist durch das Unglück, wovon es betroffen wurde, in einen solchen Zustand versetzt, daß man sich vergebens nach der altgewohnten Ordnung umsicht. Es würde mich sehr freuen, wenn ich Ihnen behilflich sein könnte —"

Das Gesicht der Dame erhellte sich unwillkürlich und ihre Augen ruhten wohlgefällig auf dem vielleicht sechzehnjährigen Jüngling, der ihr so offen, frei und mit den Manieren eines vollendeten Weltmannes gegenüberstand. Sie glaubte nie ein hübscheres, ehrlicheres Gesicht, nie treuherzigere Augen gesehen zu haben und — ein schwerer Seufzer entschlüpfte ihren Lippen. Sie dachte an den todten Gatten.

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich zu dem jungen Freiherrn von Birkenweiler führen wollten," entgegnete sie mit matter Stimme.

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau, aber ich bin gezwungen, Sie im Voraus darauf aufmerksam zu machen, daß der Freiherr in einer so umdüsterten Stimmung ist und es ihm vielleicht schwer werden wird, Besuch zu empfangen."

„Melden Sie ihm die Gemahlin seines Bruders," sagte die junge Frau, und unwillkürlich richtete sich ihre Gestalt höher auf. „Es könnte doch möglich sein, daß der Freiherr eine Ausnahme zu machen geneigt wäre."

Der Jüngling schien ganz erstarrt vor Ueberraschung, aber es war, als ob ein Freudenschein über sein Gesicht glitte. Im Schlosse war viel von Paul von Birkenweiler's Gattin gesprochen, aber so hatte er sie sich nicht gedacht.

„Sie erlauben, gnädige Frau, daß ich Ihnen den Weg zeige," sagte er, und seine Stimme zitterte ein wenig. Dann schritt er voran, die breiten, mit kostbaren Teppichen belegten Treppenstufen hinan, die zu den Gemächern der Familie des jungen Freiherrn führten. Er geleitete die Dame direct in das Vorzimmer und begab sich dann zu Franz von Birkenweiler.

Dieser hatte im ersten Augenblick sichtlich vollständig die Fassung verloren, obschon er erwartet hatte, daß die Gattin seines verstorbenen Bruders, welcher man nicht einmal Nachricht von dem Tode ihres Gatten zu geben gesucht hatte, hier eines Tages eintreffen würde. Vielleicht dachte er nicht daran, daß es bald geschehen könne, und er war in dem gegenwärtigen Augenblick so sehr überrascht, daß ihm die Idee nahe lag, die Beklagenswerthe vorläufig abzuweisen.

„Onkel Franz," sagte aber in diesem Augenblick der Jüngling, welcher vielleicht ahnte, was in der Seele des Freiherrn vorging, „ich glaube, Ihr habt Euch über Onkel Paul's Frau ganz und gar getäuscht. Das ist keine Komödiantin. Sie sieht so schön, so blaß und so furchtbar unglücklich aus — ach, was mag sie nur in dieser Zeit gelitten haben!"

Das Gesicht des Freiherrn färbte sich dunkelroth, aber die Worte des jungen Mannes hatten jedenfalls eine besondere Wirkung auf ihn ausgeübt. Er sagte sich, daß er die Gemahlin seines verstorbenen Bruders unter keinem Vorwande abweisen dürfe.

„Der Schein trügt, Arthur, und junge Leute wie Du sollten sich überhaupt kein Urtheil erlauben. Man pflegt nach Thatsachen zu richten. Im Uebrigen führe die Dame herein, und dann bitte ich Dich ernstlich, Deiner Arbeit nachzugehen. Dein Vater will, daß Du etwas lernst, und ich finde, Du verschwendest unnütz viel Zeit."

Dem Jüngling schoß das Blut in die Wangen, doch entgegnete er nichts, sondern ging hinaus. Wenige Augenblick später erschien die Wittwe Paul's von Birkenweiler unter dem Eingange.

Der Freiherr hatte sich von seinem Sitz erhoben und ging ihr entgegen. Sein gewöhnlich bleiches Gesicht war wohl in diesem Augenblick noch bleicher, sonst aber verrieth nichts die gewaltige Aufregung seines Innern.

„Gnädige Frau, es thut mir leid, Sie unter so traurigen Umständen in diesem Hause empfangen zu müssen," sagte er höflich, aber kalt, indem er die junge Frau durch eine Handbewegung aufforderte, Platz zu nehmen. „Darf ich wissen was Sie hierher führt?"

Die Art und Weise des Freiherrn war wohl am ehesten im Stande, Frau von Birkenweiler ihre Ruhe und vollständige Fassung zurückzugeben. Sie war es ihrem verstorbenen Gatten, sie war es sich selber schuldig, hier nicht als eine Gedemüthigte, eine Bittende zu erscheinen. Die Farbe kehrte in ihre Wangen zurück und sie konnte fest und ruhig stehen bleiben.

„Man hat mir keine Nachricht von dem Tode meines Gatten zukommen lassen und so muß ich mir dieselbe holen," gab sie fest zur Antwort.

„Weiteres als die einfache Thatsache würden Sie auch hier nicht erfahren können, gnädige Frau. Man hat die Leiche meines Bruders todt im Mühlgraben gefunden."

Die junge Frau schauerte bei diesen Worten zusammen.

„Ich weiß es. Aber wie konnte er in nächtlicher Stunde das Schloß verlassen?" fragte sie.

Eine minutenlange Pause entstand.

„Muß ich es Ihnen sagen, gnädige Frau? Ich glaube, es würde besser sein, über diesen Punkt für alle Zeit zu schweigen."

„Nein — nein, ich will das wissen!" rief die junge Frau leidenschaftlich erregt aus. „Alles, was Paul anbetrifft, darf offen und klar vor aller Welt Augen liegen, an seine Person soll sich nicht der Gedanke eines Unrechtes knüpfen und auch nur der Schatten eines Verdachtes auf ihm ruhen."

„Sie werden denselben, leider, nicht fortnehmen können, gnädige Frau," gab der Freiherr mit leisem Hohn zur Antwort. „Ich bedauere, daß Sie verblendet genug sind, eine solche Frage erörtern zu wollen, da es offenkundig gewesen, in welchen Beziehungen mein Bruder, seit der Verbindung mit Ihnen, zu seinem Vater gestanden. Wenn Paul meinen Worten Folge gegeben hätte, so würde wahrscheinlich dieser zwiefache Todesfall in unserer Familie nicht zu beklagen gewesen sein, denn es ist außer Frage, daß der unerwartete Anblick des verhaßten Sohnes den Vater getödtet hat."

„Des verhaßten Sohnes!" wiederholte langsam die Frau, und in den drei Worten lag wahrlich ein gut Theil Bitterkeit. „War es denn eine Lüge, wenn man meinem Gatten sagte, daß der alte Freiherr von Birkenweiler sich so leidenschaftlich nach dem Anblick seines ältesten Sohnes sehne, daß er nicht eher sterben könne, bis er ihn wiedergesehen?"

Der Freiherr zuckte die Achseln.

„Das Testament meines verstorbenen Vaters wird über diese angebliche Sehnsucht die beste Auskunft geben," sagte er kühl. „Er hat den ältesten Sohn vollständig enterbt."

Frau von Birkenweiler's Herz hing wahrlich nicht an Geld und Gut, sie hatte im Gegentheil irdische Güter niemals genügend zu schätzen verstanden, aber sie war über diese Mittheilung doch beunruhigt, indem sie an ihr kleines, verwöhntes Mädchen dachte.

„Ich hoffe nicht, daß es der Fall ist," entgegnete sie mit zitternder Stimme. „Was sollte denn aus meinem Kinde werden?"

Nun war die Reihe des Erschreckens an dem Freiherrn.

„Ihrem Kinde? Mein Bruder hatte ein Kind?" fragte er mit veränderter Stimme, die nichts mehr von ihrer früheren Festigkeit hatte.

„Wir haben ein kleines, 4jähriges Mädchen," stammelte die junge Frau mit einem qualvollen Aechzen.

Der Freiherr aber hatte sich alsbald gefaßt, er überlegte, was in diesem Falle zu thun sei. Die Sache wurde durch die Entdeckung dieser Thatsache eine ungleich verwickeltere. Ob das Testament des alten Freiherrn, welches seinen ältesten Sohn enterbte, nicht durch ein anderes ersetzt war, mußte mindestens zweifelhaft bleiben; Melanie, seine Gemahlin, hätte ihn wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß es der Fall sein könne.

„Das ist allerdings für Sie sehr schlimm, gnädige Frau, aber ich kann vorläufig absolut nichts für Sie thun. Gestalten sich die Verhältnisse anders, wie erwartet, so können Sie fest überzeugt sein, daß Alles geschehen wird, Ihre und des Kindes Zukunft sicher zu stellen. Dem letzten Willen meines verstorbenen Vaters absolut entgegenhandeln, würde ich allerdings nicht."

Die Worte waren nicht schwer mißzuverstehen, und Frau von Birkenweiler fragte sich, was sie hier noch bei diesem Manne wolle. Sie brauchte nur in das unbewegliche Gesicht, in die kalten Augen zu blicken, um zu wissen, daß sie von ihm nichts zu erwarten habe. Und wollte sie es denn? War sie eine Bettlerin, die Gnadenbrod verlangte? War sie nicht gekommen, um sich Klarheit zu verschaffen und etwas aus dem Schiffbruch für ihr Kind zu retten — im Fall ihres Todes?

Sie stand jetzt stolz und hoch aufgerichtet, und die Art und Weise, wie sie sich von dem Freiherrn verabschiedete, ließ nichts von den Gefühlen durchschimmern, welche das Herz der unglücklichen Frau in diesem Augenblick bewegten. Das Kleid, das die wüthende Dogge des Freiherrn ihr zerrissen, hatte sie aufgenommen, und wie sie über den Schloßhof dem Thore zuschritt, konnte Niemand ahnen, daß das Herz dieser schönen, stolzen Frau für immer gebrochen war.

Frau von Birkenweiler kehrte in das Wirthshaus des Dorfes zurück, und ließ sich dort noch einmal Alles, was die Wirthin von dem Tode des alten Freiherrn und seines Sohnes wußte, wiederholen. Die Wirthin begleitete sie auch zu der Stelle, wo man Paul von Birkenweiler's Leichnam, von den Erlen festgehalten, gefunden — sonst wäre sie noch wohl weiter stromabwärts getrieben; wer mochte wissen, wohin?

Gern hätte die junge Frau auch noch an dem Grabe ihres Gatten gebetet, aber auch das war ihr nicht einmal vergönnt. Sie hatten ihn ja in der Gruft seiner Väter gebettet, ihn zu seinen Ahnen gebracht, und vielleicht war man dort oben hart genug, der Wittwe den Zutritt zu dem Grabe ihres Gatten zu verweigern — in der Bitterkeit ihres Herzens wollte sie wenigstens nicht einen solchen Versuch wagen.

Sie mußte die Nacht in dem Wirthshause bleiben. Als sie Alles in Erfahrung gebracht, was sie wissen wollte und was ihr noch vielleicht für die Zukunft von Nutzen sein konnte, war der Abend bereits hereingebrochen, und wenn sie auch mit einem Wagen bis zur nächsten Stadt hätte fahren können, so würde sie doch von dort nicht weiter gekonnt haben. Nebenbei war sie physisch so erschöpft, daß auch der starke Geist sie nicht aus ihrer Lethargie aufzurütteln vermochte, und sie sank, noch auf dem Sopha liegend, in einen Schlaf, aus welchem sie erst mit Tagesanbruch erwachte.

Sie war dann freilich sehr erschrocken und unzufrieden mit sich selbst, daß sie Ruhe gefunden, aber auch ältere Erfahrungen sagten ihr, daß sie zu den beneidenswerthen Menschen gehörte, welchen der Schlaf auch nicht durch das bitterste Elend vorenthalten wird. Frau von Birkenweiler fühlte sich an diesem Morgen müde und krank, und vielleicht, wenn nicht der Gedanke an ihr einsames, verlassenes Kind gewesen wäre, würde sie nicht daran gedacht haben, von hier fortzugehen. Nun aber raffte sie sich auf. Der Tod ihres Gatten legte ihr Verpflichtungen auf, die sie erfüllen mußte — sein Kind durfte nicht zu Grunde gehen.

Nachdem es im Hause lebendig geworden, drängte es sie zur Abreise — eine leidenschaftliche Sehnsucht nach ihrem Kinde hatte sie ergriffen — und noch hatte die Betglocke nicht den Beginn der Tagesarbeit verkündet, da rollte schon das leichte Korbwägelchen, welches die fremde Dame nach der nächsten Stadt bringen sollte, am Ufer des Flusses entlang, in den kalten, unfreundlichen Herbstmorgen hinein. An der Biegung des Weges, wo man Schloß Birkenweiler noch liegen sehen konnte, blickte sie einmal rückwärts. Von grauen Nebelmassen umwogt, war das große Gebäude nur theilweise zu erkennen, und sie wandte dann hastig den Blick ab, dorthin, wo die Thürme der nächsten Stadt auftauchten.

Die Fahrt dünkte sie unselig lang, und sie athmete erleichtert auf, als sie am Bahnhofe angelangt, den Schnellzug nach L... schon zur Abfahrt bereit sah. Kaum fand sie noch Zeit, ein Billet zu lösen.

Erst als Frau von Birkenweiler ihr Kind wieder in den Armen hielt, war endlich der unselige Bann gebrochen und den schmerzenden Augen entquoll ein wohlthätiger Thränenstrom. Aufschluchzend warf sie sich auf die Kniee nieder und erzählte dann der trauernden Dienerin Alles, was sich ereignet, und daß ihr theurer, angebeteter Gatte nie, nie mehr heimkehren werde.

Ihrem Kinde aber antwortete sie auf die Frage: „Mütterchen, wann kehrt der Vater heim?" „Nie — nie, süße Leh! Sei gut und brav, dann werden wir zu ihm gehen."

Und das Kind war getröstet. Gewiß hatte es seinen Vater sehr lieb, aber es war vier Jahre alt und die Mutter stand doch dem kleinen Herzen am nächsten. Es vergaß bald, nach dem Vater zu fragen, wenn es auch instinktiv die vielen Thränen der Mutter und deren Trauerkleider damit in Verbindung brachte. Als der Winter dahin geschwunden war und der Frühling ins Land kam, als die alte Trude Helene wieder an die Hand nahm und sie nach den prächtigen Wegen des Elsenthales führte, da war die Erinnerung an den Vater vollständig gelöscht und das Kind flatterte wie ein Schmetterling im Sonnenschein, als habe nie eine Wolke seinen Lebenshimmel getrübt.

Und doch hingen schwere, schwere Gewitter über dem Haupte des schuldlosen Kindes.

Scheinbar hatte Frau von Birkenweiler den Tod ihres Gatten leichter überwunden, als man hätte denken sollen. Freilich war sie nicht mehr frisch und blühend wie in den Tagen des Glückes, sondern ihr Gesicht war von einer unnatürlichen Blässe und die Augen lagen tief in ihren Höhlen, aber sie ging ruhig ihren Pflichten bei der Erziehung ihres Kindes nach und sann darauf, in welcher Weise sie am besten für die Zukunft Helenens Sorge tragen könne. In Thränen hatte man sie gesehen.

Marianne Lestoq war vor sechs bis sieben Jahren eine gefeierte Schauspielerin an einem der ersten Theater Deutschlands gewesen und ihre eminente Begabung ließ ihre vielfachen Bewunderer offen die Meinung aussprechen, daß sie dazu bestimmt sei, eines Tages noch Größeres, Bedeutenderes zu leisten.

Ihre Verheirathung mit dem jungen Freiherrn von Birkenweiler hatte allen derartigen Voraussetzungen ein plötzliches Ende bereitet und man sah mit lebhaftem Bedauern die liebliche Erscheinung von der Bühne scheiden. Sie selbst war überglücklich, denn obschon die Neigung sie dem Theater zugeführt, hatte sie doch mit der Zeit bei demselben so viele Schattenseiten entdeckt, daß kaum noch eine Spur von der ehemaligen Begeisterung übrig geblieben war, und das Leben an der Seite eines zärtlich geliebten, angebeteten Gatten dünkte sie nun das schönste Loos, was überhaupt einem Weibe zu Theil werden könne.

Und sie sah sich nicht zum zweiten Male in ihren Hoffnungen getäuscht und betrogen. Jahre waren ihr in unvermindertem Glück dahingegangen, nur getrübt durch den Gedanken an den alten Freiherrn von Birkenweiler, der seinem Sohn die Ehe mit der ehemaligen Schauspielerin nicht verzeihen wollte. Alle Versuche Paul's, eine Aussöhnung zu erwirken, scheiterten an der Consequenz des Vaters, bis ersterer sich endlich in das Unabänderliche ergeben.

Als Marianne Lestoq die Bühne verließ, hatte sie nicht daran gedacht, daß sie eines Tages dorthin zurückkehren werde, und so schnell schon sah sie sich dazu gezwungen. Sie wollte nicht, daß ihr Kind Mangel und Entbehrungen erdulden sollte, und welche Art von Arbeit hätte ihr den Lohn gewährt, welchen die Bühne der begabten und einst gefeierten Schauspielerin gewährten konnte. Nur nicht gleich konnte sie den Schritt thun. Sie fühlte sich körperlich matt und angegriffen, und ein Blick in den Spiegel sagte ihr, daß sie in der That ernstlich daran denken müsse, ihr Aussehen zu verbessern — dann aber auch wäre es ihr gegenwärtig noch unmöglich gewesen, die Stätte ihrer einstigen Triumphe wieder zu betreten. Wenigstens das Trauerjahr wollte sie abwarten.

Gesund aber war Frau von Birkenweiler nicht mehr geworden, auch dann nicht, als sie Alles anwendete, sich ein frischeres, besseres Aussehen zu geben. Ihre Wangen blieben schmal, wenn auch ein Hauch von Röthe sie wieder belebte, und jede besondere Anstrengung, nur ein weiterer Spaziergang, brachte sie in einen beängstigenden Zustand von Erschöpfung.

Die junge Wittwe wurde durch diese Thatsache nicht wenig beunruhigt. Wenn das Trauerjahr abgelaufen war, mußte sie entschieden daran denken, ihre geringen Existenzmittel zu verbessern, und so hatte sie sich bereits mit dem Theaterdirector in Verbindung gesetzt, bei dem sie früher glänzende Aufnahme gefunden. Aber ihre Stelle war durch eine andere Schauspielerin besetzt, und wenn der Director auch nicht daran dachte, ein so bedeutendes Talent wie dasjenige Mariannens bei Seite zu schieben, so konnte er ihr doch für den Augenblick nicht besonders glänzende Anerbietungen machen.

Den seelischen Leiden der jungen Frau gesellte sich nun die Sorge um die Existenz bei und nur eine seltene Energie hielt sie aufrecht. Die Liebe zu ihrem Kinde ließ sie Alles vergessen, was sie selbst bedrückte, eine eiserne Willenskraft riß sie empor, und gerade ein Jahr nach dem plötzlichen Tode ihres Gatten hatte Marianne Lestoq, wie sie sich nun wieder nannte, abermals sehr glänzend in einer Gastrolle auf Engagement debütirt und war, von neuen Hoffnungen getragen, zu ihrem Kinde zurückgekehrt.

Scheinbar nahm nun Alles den glücklichsten Verlauf. Das Publicum war enthusiasmirt, und nicht vier Wochen später erhielt sie wieder dieselbe Stellung, welche sie vor einer Reihe von Jahren eingenommen. Warum nicht? In ihrer äußeren Erscheinung war Marianne noch ein Kind, zarter und zierlicher als früher, und wenn der Kummer ihre Wangen bleich und schmal gemacht hatte, so ließen sich diese Mängel durch einige Toilettenkünste beseitigen. Man sagte, Marianne Lestoq sei unendlich viel schöner und anmuthiger, als in früheren Jahren, und bald genug fand sich auch wieder eine Schaar eifriger Verehrer und Bewunderer, die um ihre Gunst sich bewarben.

Aber auch nach dieser Seite hin hatte sie sich nicht verändert, sie war vielleicht noch kälter und zurückhaltender geworden.

Niemand konnte sich der geringsten Gunstbezeugung von ihr rühmen, keiner der zahllosen Kränze und Bouquets, die man ihr entgegenwarf, wurden von ihr eines Blickes gewürdigt; eine graziöse Verbeugung nach allen Seiten, ein freundliches Lächeln war Alles, womit Marianne dankte.

So hätte ihr wohl noch ein neues Glück, wenn auch in einer andern Weise als das genossene, blühen mögen, aber es giebt, trotz aller gegentheiligen Versicherungen, Naturen, bei denen das „gebrochene Herz" nicht eine Fabel ist, und zu diesen gehörte Marianne. In der Stunde, wo ihr holdes Glück ein plötzliches, jähes Ende gefunden, war ihr Herz gebrochen — nichts vermochte mehr ihr Freude zu geben, und wenn sie lebte, so lebte sie nur für ihr Kind, weil dasselbe der Mutter bedurfte und trostlos verlassen in dieser harten Welt hätte zurückbleiben müssen.

Aeußerlich war die junge Frau ruhig und immer ruhiger geworden. Man sah sie mit ihrem Kinde, das sich lieblich entfaltete, lachen und spielen, und sie selbst glaubte wieder an Glück. Zu spät! Das lange Jahr der einsamen Trauer um den verlorenen Gatten hatte ihre Lebenskraft gebrochen.

Von den Verwandten desselben hörte sie nichts mehr; sie hatte auch nicht darnach gefragt. Das Testament des alten Freiherrn war gewiß geöffnet und hatte den Beweis von der Unversöhnlichkeit desselben gebracht. Sie war auch zu stolz, um weiter zu fragen. Durch eigene Kraft konnte es ihr vielleicht gelingen, ihr Kind eines Tages in einer einigermaßen gesicherten Lebensstellung zurückzulassen und mehr brauchte es nicht. Besser unter fremden Menschen, als in dem alten Schlosse von Birkenweiler inmitten selbstsüchtiger, hochmüthiger Menschen.

3. Capitel.

Das alte Fräulein.

Wenige Wochen waren erst seit dem Tode des alten Freiherrn von Birkenweiler und seines Sohnes dahingegangen, und schon hatte es in dem Schlosse den Anschein, als ob nichts geschehen sei. Manches war ja auch gewiß besser geworden.

Der alte Herr hatte mit seinen Schmerzen und beinahe noch mehr mit seiner Ungeduld seine Umgebung nicht weng gequält und durch den eingetretenen Tod desselben war der Dienerschaft manche Erleichterung geworden. Große Liebe aber hatte er im Leben nicht genossen, denn er war ein stolzer Mann, ein Charakter, dem es niemals gelungen war, seinen Untergebenen Vertrauen einzuflößen, auf dessen Hilfe und Beistand kein Mensch hätte rechnen konnen, obschon es in höchstem Grade ungerecht gewesen wäre, ihn hartherzig zu nennen.

So war keine Lücke entstanden und noch weniger hätte sie durch Paul von Birkenweiler, der nun schon viele Jahre vom Elternhause entfernt war, hervorgerufen werden können. Hätte man nicht die Freiherrin in schwarzen Gewändern einhergehen sehen, Niemand würde noch etwas davon bemerkt haben, welch' ein tragisches Familienereigniß hier vor Kurzem stattgefunden.

Und doch konnte es einem schärfer blickenden Auge nicht verborgen bleiben, daß entweder der Tod des Freiherrn oder derjenige seines Sohnes einen großen Umschwung in dem persönlichen Verhältniß des jungen Freiherrn zu seiner Gemahlin hervorgerufen hatte. Die Freiherrin hatte scheinbar am meisten gelitten. Das schöne, gleichmäßige, ewig lächelnde Gesicht machte nicht mehr so sehr den Eindruck vollkommener Befriedigung, sondern die dunklen, geschweiften Brauen waren nur zu häufig drohend zusammengezogen und die reine Stirn mit Wolken des Unmuths bedeckt.

Gegen ihren Gatten zeigte sich die Freiherrin auffallend kühl und zurückhaltend, ja, sie vermied es, mit ihm zusammenzukommen. In der ersten Zeit hatte es Franz wohl kaum bemerkt, das furchtbare Familienereigniß erschütterte ihn tief, um so mehr, weil er sich nicht frei von Schuld fühlte. Die Zusammenkunft mit der Gattin seines verstorbenen Bruders hatte dieses Schuldbewußtsein verstärkt und der Gedanke an die unglückliche Frau verfolgte ihn unablässig. Aber er war zu schwach, um ein begangenes Unrecht zu sühnen, was nur zum Theil dadurch geschehen konnte, daß er die Hälfte des Vermögens opferte, das der alte Freiherr hinterlassen.

Die Testamentseröffnung hätte überhaupt alle Skrupel beseitigen können — Paul von Birkenweiler, seine Frau und etwaige Kinder oder sonstige Rechtsnachfolger waren vollständig enterbt. Das mütterliche Vermögen, allerdings nur sehr unbedeutend, war ihm seinerzeit ausbezahlt, und aus den hinterlassenen Papieren des alten Freiherrn ging außerdem noch deutlich hervor, daß er den ungerathenen Sohn, wenigstens während der letzten zwei Jahre, nicht unerheblich unterstützt hatte.

Die Thatsache an und für sich war nicht angenehm, weil sie doch auf eine Sinnesänderung des alten Freiherrn schließen ließ, die dem Bruder ein Beweis hätte sein sollen, daß der Vater wohl ein anderes Testament gemacht haben würde, wenn ihn der Tod nicht früher, als er erwartet, abberufen hätte.

Es wurde auch viel gefragt, manches gesprochen. Benachbarte Gutsbesitzer, mit welchen man seither in Verkehr gestanden, zeigten sich auffallend zurückhaltend, und Franz von Birkenweiler war es nicht entgangen, daß man Blicke mit einander gewechselt hatte, die sich sehr verschiedenartig deuten ließen. Ein unruhiges Gewissen macht argwöhnisch und empfindlich, und so kam es, daß der Freiherr sich zurückzuziehen begann.

Es lastete wie ein Alp auf seinem Herzen, und wenn er theilweise hätte gut machen können, was an seinem Bruder verschuldet war, würde er gewiß keinen Anstand genommen haben, es zu thun. Hier aber gab es nur ein „entweder — oder," und darum mußte Alles unberührt bleiben.

Seine Gemahlin hatte nichts davon erfahren, daß die Gattin Paul's bei ihm gewesen war. Nicht, weil er fürchtete, sie geneigt zu sehen, die erschlichenen Rechte preiszugeben, als vielmehr, weil er glaubte, daß sie ihn mit Vorwürfen überschütten könne, daß er der „Komödiantin" eine Unterredung gewährt. Aus diesem Grunde auch hatte er dem Neffen seiner Gemahlin, Arthur, verboten, irgend etwas über jene Frau der Tante gegenüber zu äußern.

Die Freiherrin aber hatte der einsamen Frau oft genug gedacht, nicht mit Gefühlen des Mitleids oder Bedauerns, sondern von Schadenfreude und Haß. Es gewährte ihr gleichsam Trost, daß die Frau, die ihr die Liebe eines Mannes geraubt, dem anzugehören sie als ein stolzes Glück betrachtet haben würde, vergebens die Heimkehr ihres Gatten erwartet habe und nun einsam und verlassen seinen Verlust beklage. Sie hatte Marianne Lestoq einmal in ihrem Leben gesehen, und es war ihr unbegreiflich, wie ein Mann dieselbe ihr vorziehen könne, aber die Züge der ehemaligen Schauspielerin waren ihr unauslöschlich eingeprägt. Und so saß sie oft in Gedanken verloren, sich die Züge der beklagenswerthen Frau vergegenwärtigend. Wie blaß und vergrämt mochten sie jetzt sein!

Die ersten Frühlingsstürme umbrausten die Zinnen des Schlosses und sprengten des Winters starre Fesseln. Die Eisblumen verschwanden von den Fenstern und der Schnee schmolz so rasch, daß das Wasser thalwärts jagte und der Fluß aus seinen Ufern trat, alle tiefer gelegenen Ländereien überschwemmend. Oben vom Schlosse aus gewährten die überschwemmten Wiesen und darüber ein blauer Himmel, von welchem die Sonne hell herniederstrahlte, einen prächtigen Anblick, und selbst das Gesicht der Freiherrin, welche an einem der Fenster stand und die weite Fläche überschaute, blickte nicht so finster wie gewöhnlich.

Da bewegte sich eine schwerfällige Kutsche langsam den Berg hinan, auf dem Wege, der zum Schlosse führte.

In demselben Augenblick, als die Freiherrin das Gefährt bemerkte, war auch das Lächeln von ihrem Antlitze verschwunden und auf ihrer Stirn drohte eine unheimliche Wolke, während ihre Lippen sich fest zusammenkniffen, nachdem ihnen unwillkürlich ein Ausruf des Zornes entschlüpft war. Mit einer ungeduldigen Bewegung wandte sie sich von dem Fenster ab und begann mit raschen Schritten in dem Gemache auf- und abzuwandern, bis der Eintritt der Kammerfrau sie aus ihrem Sinnen aufschreckte. Letztere schien ganz verstört.

„Gnädige Frau — es ist Besuch angekommen," stammelte sie, in höchstem Grade verwirrt.

„Besuch?" entgegnete die Freiherrin, indem sie sich den Schein höchster Verwunderung gab.

„Gnädige Frau — das alte Fräulein — von Birkenweiler."

„Ah!" machte die Freiherrin.

„Das alte Fräulein wünschen die gnädige Frau zu sprechen."

„Mich? Unmöglich! Melden Sie dem Freiherrn den Besuch."

„Der gnädige Herr sind nicht daheim."

„Was kümmert das mich?" fuhr die Freiherrin gereizt auf. „So mag sie warten bis, er kommt. Ich habe nichts mit ihr zu schaffen."

„Ich möchte dennoch bitten, mir einen Augenblick Gehör zu schenken," sagte plötzlich eine sonore Stimme von der Thür her, und unter den schweren seidenen Vorhängen stand eine wunderliche kleine Gestalt, noch seltsamer durch die Umrahmung von rother Seide erscheinend.

Das alte Fräulein trug ein sehr altmodiges graues Seidenkleid mit vielen Fabeln, die nach unten hin sehr deutlich über einem einzigen Reifen herabhingen, wie es bei unseren Urgroßmüttern Mode war. Um die Schultern trug sie ein schwarzes Sammetmäntelchen mit breitem Kragen von sehr werthvoller Spitze und auf dem seltsam frisirten Kopfe einen Hut a la Directorie, welcher die silberweißen Lockentuffs nicht im mindesten genirte. Das Gesicht dieser alten Dame erschien verhältnißmäßig jung, und ohne die weißen Haare hätte man sie gar wohl für eine Vierzigerin halten mögen. Die Stirn hatte noch keine Runzeln aufzuweisen und unter derselben leuchteten ein Paar helle, kluge, scharfblickende Augen.

Die Freiherrin stand starr und unbeweglich wie ein Marmorbild über die unerhörte Dreistigkeit, mit welcher „diese Person" es gewagt hatte, bis in ihre Gemächer vorzudringen. Heftige Worte schwebten auf ihrer Lippe und nur die Gegenwart der Dienerin hinderte sie, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen.

„Gehen Sie, Lotta," wandte sie sich mit bebender Stimme zu dieser.

Die Dienerin verließ das Gemach und die alte Dame trat ein. Einen Augenblick standen sich die alten Gegnerinnen gegenüber, um sich vom Scheitel bis zur Sohle zu messen, in den Augen der einen Haß, in denen der andern Verachtung.

„Ich habe nicht Zeit, die Rückkehr meines Neffen zu erwarten," sagte die alte Dame, dicht an die Freiherrin herantretend. „Das Wasser ist in raschem Steigen begriffen und wenn ich nur eine Stunde wartete, würde mir der directe Weg bis zu meinem Hause abgeschnitten sein und ich einen weiten Umweg machen müssen. Du darfst fest überzeugt sein, daß Du in einem andern Falle nicht durch mich belästigt worden wärest."

„Und was wünschen Sie?" fragte die Freiherrin, ohne der alten Dame auch nur einen Platz anzubieten.

Diese stand ruhig und fest, es hatte den Anschein, als ob sie auch nicht sonderlich geneigt gewesen wäre, sich hier in diesem Raume niederzulassen.

„Die Sache läßt sich kurz erledigen. Ich höre, es ist ein Testament des verstorbenen Freiherrn von Birkenweiler eröffnet worden."

„Allerdings ist das Testament eröffnet," sagte die Freiherrin verwundert, aber auch mit einigen Zeichen von Unruhe.

„In demselben ist Paul enterbt," fuhr die alte Dame fort. „Die Sache hat so viel von sich reden gemacht, daß sie selbst bis in meine einsame Klause gedrungen ist. Das Testament hat dem verstorbenen Freiherrn wenig Ehre gemacht, und es wäre zu wünschen, daß dasselbe möglichst bald als das unrechte bezeichnet würde."

Einen Augenblick sah die Freiherrin die alte Dame mit einem Gemisch von Spott und Hohn an, dann brach sie in ein schrill und unangenehm klingendes Lachen aus.

„Und Sie sind der Meinung, daß Franz zu einem solchen Dinge, das nur dem Gehirn einer Wahnsinnigen entspringen kann seine Hand bieten wird?"

Es war, als ob das blasse Gesicht der alten Dame sich mit einem Hauch von Röthe färbte und die Brauen zogen sich einen flüchtigen Moment dichter zusammen.

„In der That, ich bin der Meinung," sagte sie dann ruhig und fest. „Es würde wahrlich ein schlechtes Licht auf Franz von Birkenweiler werfen, wenn Andere das thun wollten, was seine Pflicht ist und auch nur durch ihn geschehen kann."

Es entstand eine Pause.

Die Dame hatte scheinbar die Absicht, ihr Gegenüber sich besinnen zu lassen, aber die Freiherrin hielt es unter ihrer Würde, dieser „hirnverbrannten Idee der alten Person irgend welche Beachtung zu schenken. Mit einer verächtlichen Bewegung wandte sie sich ab, dem Fenster zu.

„Ich fürchte, Sie haben sich vergebens bemüht — ich will es Ihnen überlassen, mit Franz weitere Rücksprache zu nehmen," sagte sie mit unendlichem Hohn.

Nun blitzte es in den Augen des alten Fräuleins auf.

„Ich habe Dir gesagt, daß ich keine Zeit habe und Franzens Rückkehr nicht erwarten will. Es liegt mir daran, den Namen des Freiherrn vor Schimpf und Schande zu bewahren. Dein Gatte selbst soll die nöthigen Schritte thun, oder willst Du, daß Euer Name noch mit größerer Verachtung genannt wird, als es schon gegenwärtig geschicht? Willst Du, daß ich hintrete und das allein giltige Testament der Welt vorlege?"

Die Freiherrin zuckte zusammen, im nächsten Moment hatte sie ihr Gesicht der alten Dame wieder zugewandt. „Was soll das heißen?" fragte sie mühsam.

„Es soll heißen, daß mein Bruder noch ein anderes, späteres Testament gemacht hat als das eröffnete, ein Testament, welches allein giltig ist. In demselben ist nicht allein Paul in seine ihm schmählich und hinterlistig von Euch entrissenen Rechte eingesetzt, sondern auch seiner Gemahlin, der Marianne, geb. Lestoq, für den Fall des Todes ihres Gatten ein ansehnliches Jahresgehalt ausgesetzt."

Die Freiherrin war von Wort zu Wort fassungsloser geworden, sie zitterte am ganzen Körper.

„Und wo — befindet — sich dieses angebliche Testament?" kam es endlich über ihre Lippen.

„Es ist in meinem Besitz und ein Duplicat ist gleichfalls vorhanden. Nun aber — Gott befohlen! Dein Gatte weiß mich zu finden, wenn er es nicht vorziehen sollte, mir die Regelung dieser ganzen Angelegenheit zu überlassen."

Im nächsten Augenblick rauschte der seidene Vorhang zusammen und die Freiherrin war allein.

Sie stand noch eine Weile starr und regungslos wie ein Marmorbild — jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesichte gewichen. Erst das Rasseln eines Wagens über das holperige Pflaster des Schloßhofes schreckte sie aus ihrem Sinnen auf und ließ sie sich mit wankenden Schritten dem Fenster nähern. Eben bewegte sich das Gefährt, daß das alte Fräulein hergebracht, ebenso seltsam aussehend, so altmodig wie sie selbst, zum Thor hinaus.

„Sollte es möglich sein?" murmelte die Freiherrin, und sie konnte die Frage nur bejahen. Sowohl ihr Gatte als sie selbst waren der festen Ueberzeugung gewesen, daß der Freiherr später ein anderes Testament gemacht und erst, als nach dem Tode desselben nichts gefunden war, hatte man sich nur zu gern damit getröstet, daß derselbe seine Absicht dennoch nicht zur Ausführung gebracht.

Nun war in der That ein Testament vorhanden, noch dazu eines, das Paul von Birkenweiler in alle seine Rechte einsetzte und sogar die einstige verhaßte Nebenbuhlerin in eine gesicherte Lage brachte. Wenn das Schicksal es nun noch gewollt und er ein Kind sein eigen genannt hätte, was würde dann aus ihrem eigenen Kinde geworden sein?

Erst allmälig wurde sie ruhiger. Dem Himmel sei Dank! Wenigstens das Aergste war abgewehrt — sie hatte nie davon gehört, daß er ein Kind besessen, obschon sie dann und wann Nachricht über ihn erhalten, auch ihr Gatte beobachtete über diesen Punkt das tiefste Schweigen. Es würde aber keine Schwierigkeiten verursachen, aus dem Birkenweiler'schen Reichthum der Wittwe des Verstorbenen eine vielleicht unbedeutende Rente zu zahlen.

Dennoch war sie durch diese Betrachtungen nicht sehr beruhigt und sie erwartete mit Ungeduld die Rückkehr ihres Gemahls, um ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Es war überdies für sie ein peinigender Gedanke, zu ihm zu gehen, denn sie verhehlte sich nicht die Ursache der Entfremdung, welche seit dem Tode des alten Freiherrn mehr und mehr zwischen ihr und Franz Platz gegriffen. Ihr Anblick weckte beunruhigende Gedanken in dem Herzen ihres Gatten und deswegen mied er ihn. Unter dem Vorwande, daß er der Ruhe bedürfe, hatte der Freiherr nur selten seine Gemächer verlassen, seine Gemahlin kannte nur zu wohl den Grund dieses Ruhebedürfnisses — er hatte begonnen, sie als seine Friedensstörerin anzusehen, und — vielleicht täuschte er sich auch jetzt nicht mehr darüber, was die schöne Melanie eines Tages in seine Arme geführt.

In Wirklichkeit stand zwischen beiden Gatten die Schuld, welche sie mehr und mehr von einander entferne. Wie eine Binde hatte es seither vor den Augen des jungen Freiherrn gelegen, so daß er blind gegen alle Fehler und Schwächen der Frau war, die ihn in ihr Netz gezogen, und diese Binde war gefallen. Nun starrte er in ein Bild voll häßlicher Leidenschaften, Hochmuth, Eitelkeit, Haß und Eigennutz, und dieses Bild war dasjenige der einst geliebten Frau.

Als die Freiherrin die Gemächer ihres Gatten betrat, war sie von dem Empfang betroffen, welcher ihr zu Theil wurde. Seine Züge verfinsterten sich bei ihrem Anblick, und es berührte sie seltsam, als er ihr eine förmliche Verbeugung machte und sie dann nach dem Sopha führte.

„Meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen, Melanie."

„Ja, ja, ich weiß," unterbrach sie ihn mit einer gewissen Ungeduld. „Seit einiger Zeit ist das bei Dir ein stehendes Wort."

„Bist Du gekommen, mir das zu sagen? Ich möchte Dich bitten, mich mit dem bekannt zu machen, was Dich zu mir führt."

Sie sah ihren Gatten betroffen an, es lag etwas in dem Ton seiner Stimme, was ihr nicht gefiel — er schien sehr gereizt.

„Das alte Fräulein war hier," sagte sie kurz.

„Die Tante?" fuhr er jäh auf. „Was ist geschehen? Was kann sie bewegen, zu dieser Zeit ihre Klause zu verlassen?"

„Es ist auch etwas geschehen, und zwar etwas, was Dir wenig angenehm sein wird."

„Beliebt es Dir, mich auf die Folter zu spannen? Es kann nichts Gutes sein, was von der Alten kommt."

„Es soll ein zweites Testament vorhanden sein," sagte sie mit erzwungener Ruhe.

„Ein zweites Testament?"

„Ein Testament, was vor zwei Jahren gemacht ist, vermuthlich damals, als Dein Vater so oft in die Stadt fuhr. In demselben soll Paul in seine ganzen Rechte eingesetzt sein, und nicht allein er, sondern auch seine Frau, etwaige Kinder und Rechtsnachfolger."

Franz war todtenbleich geworden, seine Gemahlin sah ihn wanken.

„Und wo ist das Testament?"

„Es ist ein Duplicat vorhanden, das eine ist in dem Besitz des alten Fräuleins."

„Und das andere?"

„Ich weiß es nicht."

Der Freiherr schien furchtbar erregt, seine Gemahlin hatte ihn noch niemals in einem solchen Zustande gesehen und fühlte sich beunruhigt. Endlich blieb er vor ihr stehen.

„Das Testament darf nicht ans Tageslicht kommen," sagte er fest und bestimmt.

Die Freiherrin konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken.

„Und Du hältst es wirklich für möglich, diese alte Person in Deinem Sinne zu bestimmen?"

Wieder begann er seine rastlose Wanderung durch das Gemach. Die Worte seiner Gemahlin hatten ihm mit einem Male alle Schwierigkeiten klargelegt, die sich ihm in den Weg stellen würden. Nein, es war absolut unmöglich, dieserart auf das alte Fräulein einzuwirken, das ihm ja gerade zürnte, weil er den Haß zwischen Vater und Sohn geschürt hatte. Was aber war zu thun? Nicht allein Paul war in seine Rechte eingesetzt, auch dessen Erben und — hatte die Frau nicht von einem Kinde gesprochen?

Die hellen Schweißtropfen waren ihm vor die Stirn getreten, indem er des Kindes gedachte. Aber wer wußte von der Existenz dieses Kindes? wußte gar das alte Fräulein davon?

Der Refrain von Allem war: das Testament durfte nicht ans Tageslicht, und das sprach er auch noch einmal seiner Gemahlin gegenüber aus. Dann aber bat er sie, über die ganze Angelegenheit vorläufig das tiefste Stillschweigen zu beobachten und ihn allein zu lassen.

Die Freiherrin kehrte verstimmt in ihre Gemächer zurück; die kurze Unterredung mit ihrem Gemahl hatte sie nur noch mehr beunruhigt, denn mit scharfem Blick erkannte sie, daß derselbe die Angelegenheit sehr ernst auffaßte, und daß wohl ein Grund zu ernstlichen Besorgnissen vorhanden sein mußte. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß ihre Todfeindin noch über sie triumphiren werde.

Der Freiherr kam weder zum Mittagessen, noch ließ er sich überhaupt den Tag hindurch sehen.

Er hatte sich das Essen wieder auf sein Zimmer bringen lassen, aber die Speisen waren unberührt hinweggetragen und nur einige Gläser schweren Weines hatte er hastig nach einander hinabgestürzt.

So viel war ihm im Laufe des Tages klar geworden: mit Gewalt ließ sich hier nichts machen. Zunächst mußte das Terrain sondirt werden, ob das alte Fräulein in irgend welchen Beziehungen zu Paul und deren Gattin gestanden hatte, ob sie etwas Näheres von den Verhältnissen desselben wußte. Es gab allerdings eine Möglichkeit, daß dies nicht der Fall war.

Das alte Fräulein war seit Jahren mit der Familie des Freiherrn zerfallen und seitdem hatte sie sich auch nicht darum gekümmert, sie gab sich den Anschein, als sei die Familie von Birkenweiler überhaupt für sie nicht in der Welt.

Darauf mußte Franz seinen Plan gründen, weil er einen andern Ausweg nicht fand. Das alte Fräulein wußte von dem Tode seines Bruders, vielleicht ließ sie sich bewegen, die Angelegenheit in aller Stille zu erledigen, und inzwischen wollte er sich mit der Wittwe seines Bruders ins Einvernehmen setzen, die ja überhaupt froh sein mußte, nur eine jährliche Rente zu bekommen, die sie vor absolutem Mangel schützen würde.

(Fortsetzung folgt.)

— Schwamm drüber! sagte der Miether zum Hauswirth, — da zeigte er ihm die neubezogene Wohnung.

Verschiedenes.

— Die Heilsarmee feiert demnächst den 18. Jahrestag ihrer Gründung. Dem aus diesem Anlasse herausgegebenen Festberichte ist zu entnehmen, daß die Armee gegenwärtig 591 Corps mit 1439 Offizieren (gegen 320 und 767 im Jahre 1882) zählt. Die Zahl der Unteroffiziere und Soldaten wird mit 3,000,000 angegeben. 180 Offiziere sind in der Fremde thätig. In Australien, Neu-Seeland und Indien hat die Heilsarmee überraschende Erfolge aufzuweisen. In Frankreich besitzt sie bereits 5 Corps, in Norwegen 3. In der Schweiz bereitet die Regierung der Armee Schwierigkeiten; „trotzdem aber", heißt es in dem Berichte, „haben wir dort festen Fuß gefaßt. Wir müssen den Gottesdienst im Geheimen abhalten. Tausende aber drängen sich unter unser Banner und die Heilsarmee gedeiht unter dem Drucke der Verfolgung so ausgezeichnet, daß sie bald triumphirend durch die Schweiz marschiren wird."

— „Der Tod Turgenjews ist nicht allein ein Verlust für die Literatur, er ist ein allgemeiner großer Verlust!" so ruft die Petersburger „Nowoje Wremja" aus. Turgenjew war nicht nur ein beliebter Schriftsteller und Künstler, nein, seine Rolle in unserem Leben war eine größere. Er war der Erzieher der Gesellschaft; er gab durch seine Geistesprodukte den europäischen Lesern den Schlüssel zur Erklärung unseres eigenartigen Lebens." Das Blatt schließt: „Er war einer der Besten unseres Vaterlandes, ein echter Russe mit allen Eigenschaften dieses Volksstammes mit einer humanen Seele, einem klaren, tiefen und freien Geist und warmem Herzen, das sich für alles Gute und Ideale begeisterte. In unerschütterlicher Liebe zu seinem Volke und unerschütterlichem Glauben an des Volkes allgemein menschliche Mission."

— Die Behauptung der „Ung. Post", daß die Steuer- und Gemeinde-Beamten einen großen Theil der Schuld an den Ruhestörungen in Kroatien tragen, wird jetzt von anderer Seite bestätigt. In Bistra wie in Stubicza fahndete der Volkshaufen auf die Beamten. In Maca erfolgte die Auflehnung gegen die Gemeindebehörden wegen der Straßenrobot, für welche die Bevölkerung eine Ablösung in Geld bezahlt hat und die sie trotzdem nochmals in natura leisten mußte. An vielen Orten wurde die Abschaffung der neuen Maße und Gewichte verlangt. Ueberall suchten die Bauern nach schwarzen Tafeln, auf denen die ungarische Regierung angeblich neue Steuern zur Kenntniß bringen soll. Diese ungarischen Tafeln, welche das Volk niemals zu dulden erklärte, sind, so behauptet ein Berichterstatter, der einzige greifbare Zusammenhang mit den Wappenschildern, deren Entfernung in Agram man dem Landvolke wohl auf diese Weise verständlich zu machen versuchte.

— Auf einem am 2. September in Liegnitz abgehaltenen schlesischen Imkertage brachte der Ehrenpräses Pastor Schönfeld zu Pentichel eine für die Naturgeschichte der Bienen hochinteressante Mittheilung. Im August ging ihm vom Bienenzuchtlehrer Kremer in Schroda ein im Juli eingefangenes und in Spiritus aufbewahrtes Bienenpaar im Zustande der Begattung zu. Bei der Section des weiblichen Exemplars stellte Pastor Schönfeld zur Evidenz fest, daß dasselbe nicht eine Königin, sondern eine gewöhnliche Arbeitsbiene war, die in der Begattung mit einer Drohne aufgefunden ist. Ein derartiges Vorkommniß galt bisher in Imkerkreisen für eine absolute Unmöglichkeit. Pastor Schönfeld hat nicht feststellen können, ob mit der Begattung eine Befruchtung der Eier erfolgt ist, weil alle weicheren Geschlechtstheile der Arbeitsbiene durch den Spiritus zerstört waren. Da weitere Entdeckungen bezüglich der Befruchtung von Arbeitsbienen geeignet sind, in verschiedene, bis jetzt als unumstößlich angesehene Lehrsätze der exacten Naturwissenschaft Bresche zu legen, so hat Pastor Schönfeld an alle Imker die Bitte gerichtet, ihm etwa eierlegende Arbeitsbienen zur Untersuchung einzusenden.

— In Borneo machte der Reisende Michielsen die Bekanntschaft eines seltsamen Völkchens, das dort im Innern der Insel ein vagabondirendes Dasein führt. Sie heißen die Uts, und Michielsen hält sie für die Urbewohner von Borneo, die mit den Dajaken, nach ihrer Sprache und manchen Gewohnheiten zu urtheilen, denselben Ursprung haben. Ihre wichtigste Waffe ist das Blasrohr, welches sie, wie auch die vergifteten Pfeile, selbst verfertigen. Ihre schneidenden Waffen, wie Klewangs und Lanzen, haben sie meistens erbeutet, manchmal auch gegen Gefangene eingetauscht, die sie an andere Stämme als Sklaven verkaufen. Die Hirnschale der Menschen, welche sie getödtet haben, gebrauchen sie als Trinkgefäße. Sie durchbohren nicht nur die Ohrläppchen, sondern auch den oberen Rand der Ohren und in die Oeffnungen stecken sie die Hauer von Schweinen und Eckzähne von Panthern, mit den Spitzen nach oben gekehrt. Ihre Sprache ist dem gewöhnlichen Dajakschen sehr ähnlich, so daß die Uts sich mit den anderen Stämmen verständigen können. In einem wunderbaren Verhältniß stehen sie zu den Krokodilen ihrer heimathlichen Gewässer. Michielsen erfuhr von einem Häuptling, daß man vor Kurzem einen Zug gegen die Krokodile unternommen habe, um seinen Vater an dem Krokodil zu rächen, welches denselben verschlungen hatte. Auf die Frage, warum diese Jagden nicht regelmäßig wiederholt würden, wurde nur geantwortet, daß man dies nicht ohne Veranlassung thun dürfe, um den Krokodilen keinen rechtmäßigen Grund zu geben, Rache zu üben; hätten sie aber einmal die Feindseligkeiten begonnen, so sei die Bevölkerung berechtigt, auch feindselig aufzutreten.

— Im Betlerer Schlosse des Grafen Emanuel Andrassy wurde jüngst ein Telephon-Apparat aufgestellt und das Schloß mit sämmtlichen Nebengebäuden telephonisch verbunden. Dieser Tage erkundigte sich der Richter der Ortschaft Betler in dem am Eingange des Parkes befindlichen Portiershause nach dem Befinden des Grafen. Man sagte ihm, der Graf leide an einem intensiven Catarrh, doch könne er (der Richter) mit demselben durch den an der Wand angebrachten Apparat sprechen. Der ungläubige Richter ließ sich nach langem Zureden bewegen, in das Telephon hineinzusprechen; als er jedoch die Antwort des Grafen deutlich vernahm, sah er sich im Zimmer um und durchforschte die Umgebung desselben, um nachzusehen, ob der Graf sich nicht daselbst befinde, und da er ihn nicht fand, entfernte er sich, ohne seine Sache verrichtet zu haben, da er mit der Teufelskunst nichts weiter mehr zu thun haben wollte.

— In Egypten sind bis Ende August 26,900 Personen an der Cholera gestorben, darunter blos 138 Offiziere und Soldaten des englischen Besatzungsheeres. In Cairo bezifferten sich die Cholera-Todesfälle auf 6710, in Alexandrien auf 710, in Damietta auf 1830 und in Oberegypten auf 5000; der Rest entfällt auf die verschiedenen Provinzen Unteregyptens.

— Der bayerische „Quellenfinder" Josef Beraz ist zu der Ueberzeugung gelangt, seine Wissenschaft auch auf unterirdische Metalle, insbesondere Edelmetalle, in Anwendung bringen zu können. Nach seiner Aussage vermag er die Existenz von unterirdischem Eisen, Silber und Gold mit sicherer Angabe der Tiefe zu bestimmen. Als Auffinder von Quellen hat er sich einen weithin berühmten Namen gemacht.

— In Cottbus in der Provinz Brandenburg fand am 3. Septbr. die diesjährige Karpfenbörse statt. Wie großartig diese Börse ist, geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Preis für Karpfen rc. für ganz Deutschland dort festgestellt wird. Außer Käufern und Verkäufern aus allen Theilen des deutschen Reiches pflegen auch solche aus England und Schweden dorthin zu kommen, und der Umsatz, welcher an diesem Tage in Cottbus erzielt wurde, soll sich auf mehrere Millionen Mark belaufen haben.

— Bei Thorn wurde aus dem Bett der Weichsel ein Schiffahrtshinderniß herausgeholt, daß sich als ein Eichstamm von ganz riesigen Dimensionen auswies. Derselbe hat eine Durchmesserdicke von 2 Meter und eine Länge von 30 Meter, ungerechnet den Theil, an welchem die Aeste der Krone angesetzt hatten. Unzweifelhaft hat diese Eiche schon Jahrhunderte im Wasser gelegen, auch scheint sie einer besonderen Art anzugehören. Während nämlich Eichenholz im Wasser mit der Zeit eine schwarze Farbe annimmt, ist dieselbe an diesem Baume eine gelbliche geworden.

— Die jüdische Kolonie in Zimmarin in Palästina befindet sich nach einem Berichte des britischen Viceconsuls, Dr. Schmidt in Caiffa, in einer sehr schlimmen Nothlage. Die aus russischen, ungarischen und anderen Flüchtlingen bestehenden Kolonisten sterben thatsächlich Hungers; sie sind insgesammt krank und warten seit Monaten vergeblich auf die von dem rumänischen Central-Comite in Aussicht gestellte Hilfe. Aehnlich steht es in Rosch Pinah. Beide Kolonien, die sich um die Hebung der herabgekommenen Juden von Palästina große Verdienste hätten erwerben können, scheinen so dem Untergange geweiht zu sein, wenn nicht rasch Hilfe kommt. Der Mangel an Mitteln und die Uebervölkerung der kleinen Ackerbaukolonien, wo man weit mehr Familien placirte, als der Boden ernähren kann, sind, wie Dr. Schmidt sagt, schuld an dem Mißlingen dieses lobens- und empfehlenswerthen Kolonisationsversuches.

— Die Zahl der Millionäre ist in Berlin größer, als Mancher annehmen mag. Sie beträgt, wenn man die Einschätzungslisten für 1883 als Maßstab betrachtet, weit über 600, denn man muß in der Einkommensteuerstufen-Tabelle schon mit der 20. Stufe, die ein Einkommen von 42,000 bis 48,000 M. aufweist, anfangen, da erfahrungsmäßig die Sicherheit der Einschätzung mit der Höhe des Einkommens sich bedeutend verringert und in sehr vielen Fällen sich einer annähernd sicheren Schätzung entzieht. In der genannten Steuerstufe beträgt die Zahl der Steuernden 146 Personen. In den folgenden vier Stufen, in welchen das Einkommen bis auf beinahe das Doppelte — 84,000 M. — sich steigert, sind 69, bezw. 81, 82 und 65 Personen zu verzeichnen. In den nächsten beiden Stufen, welche mit 108,000 M. Einkommen abschließen, stehen 40 resp. 41 Personen. Von da ab bis zur 30. Stufe, in welcher sich die Aermsten mit einem Einkommen bis zu 240,000 M. jährlich durchschlagen müssen, sind 26, 13, 21 und 23 Personen vorhanden. In den drei folgenden Stufen sind natürlich bei einem Einkommen bis zu 360,000 Mark nur noch Millionäre nach Thalern rubricirt, und deren 7, 9 und 8 aufgeführt; von da ab bis zur 37. Stufe — mit einem Einkommen von 540,000 bis 600,000 M. — treten noch 2, 4, 6 und 2 Steuerzahler auf, ebenso in der 40. Stufe, die ein Einkommen bis zu 780.000 M. bedingt, noch 2. Von da ab wird die Zahl immer kleiner, die 46. Stufe ist nur noch durch einen Interessenten mit einem Einkommen von 1,140,000 M. vertreten, ebenso die 60. Stufe, in welcher sich der arme Steuerzahler über den jährlichen Verbrauch von 1,980,000 M. den Kopf zerbrechen muß. Er zahlt zwar hiervon 57,600 M. jährliche Steuer, aber es bleibt ihm doch noch immer so viel, daß er, wenn er nicht ein ganz schlechter Rechner und Haushalter ist, seine etwaige Familie anständig erhalten kann.

— Höchst interessante Zahlen liefert die letzte indische Volkszählung. Ueber hundert Jahre stehen die Indier unter einer christlichen Regierung, aber die Tausende von Missionären, Militär- und Civilgeistlichen haben es zu nicht mehr als drei Bekehrungen auf je zehntausend Eingeborene gebracht. Die Ursache liegt unzweifelhaft darin, daß der Christ nicht in bestehende Gemeinden eintritt, sondern sich außerhalb aller gesellschaftlichen Einrichtungen stellt. Ungleich mächtiger zog die Indier die Einführung der Buchdruckerkunst und die Gründung von Schulen nach englischem Muster an; es giebt auf 10,000 Einwohner 30 Lehrer gegen deren 8 in England und in der Selbstangabe als Gelehrte sind die indischen Brahmanen bescheidener als die Westeuropäer, denn knapp einer nennt sich so, wo in England 55 gezählt werden. Ueberraschend ist sodann die hohe Ziffer der in Landwirthschaft und Industrie selbstthätigen Frauen. In Indien ist unter hundert weiblichen Personen noch nicht eine ledige anzutreffen, während bei uns durchschnittlich unter vier weiblichen Wesen mindestens eines unverheirathet ist. Nach der Stellung der Frau in den Familien hätte man erwarten sollen, daß die Frau geringeren Antheil an dem Erwerbe für den Haushalt nehme, als bei uns; allein das gemeinsame Zusammenwohnen mehrerer Familien, ja, ganzer Sippen in einer Hausgemeinschaft hat bei aller Unverträglichkeit eine größere Arbeitstheilung ermöglicht und deswegen finden sich in den dichtest bevölkerten Provinzen auf 10,000 Frauen 389 Taglöhnerinnen, während selbst in den englischen Fabrikdistrikten erst sechs auf dieselbe Zahl entfallen.

— Die Franzosen zu Elsaß haben es sich selbst und ihren übereifrigen Freunden zuzuschreiben, wenn die deutschen Behörden sich mit der Einführung der deutschen Sprache als Landessprache in den neuen Provinzen mehr beeilen, als dies ursprünglich ihre Absicht gewesen war. Die ewigen Aufhetzereien und die Benutzung des Französischen als Agitationsmittel hat den sonst so langmüthigen Gouverneur von Elsaß-Lothringen veranlaßt, mit den Herren einmal „deutsch zu reden", d. h. zu verordnen, daß fortan bei allen öffentlichen Verhandlungen in Metz und Diedenhofen deutsch geredet werde.

— Für die Ueberschwemmten sind im deutschen Reichstag noch ca. 28,600 Mk. eingegangen, welche vom Präsidenten Hrn von Levetzow vertheilt sind, und zwar: für die Eifel 4000 M., für Schlesien 24,000 M. und der Rest für einige Ortschaften im Süden. Im Ganzen sind 1,775,000 M. eingegangen.

Die alte Schauspielerin.

Sie sitzet im Stübchen so einsam allein
In stiller Betrachtung, die Alte,
Ein einziges Wesen, ein Kätzchen gar klein,
Liebkoset die Hand ihr — die kalte,

Die knöcherne Hand, die so Viele geküßt,
Als sie noch die Jugend erfüllte,
Den faltigen Mund, der so reizend gegrüßt,
Als ihn noch der Frühling umspielte.

Von all den Verehrern, die meistens entzückt
Ihr huld'gend zu Füßen gelegen,
Lebt Keiner mehr, der sie sympathisch beglückt,
Kommt Keiner mit Trost ihr entgegen.

Des Beifalls Hervorruf ist längst schon verhallt,
Die Lieder der Schmeichler verklungen,
Kein Kranz wird ihr mehr, seit kein Vorhang ihr fallt,
Geworfen und keiner geschlungen.

Wohl zieren der Kränze gar viele die Wand,
Doch Einer nur wecket ihr Sehnen,
Vergilbt und verdorrt mit dem fahlblauen Band,
Benetzt sie ihn täglich mit Thränen.

Wer weiß zu verfolgen der Leidenden Spur,
Wird leicht deren Thränen erfassen;
Es ist dieser Kranz ja der Einzige nur,
Den sie sich nicht werfen hat lassen.

A. M.

— Keine Regel ohne Ausnahme. Rabbi Eliezar, der eben so verständig an Geist, als groß und ansehnlich von Körper war, besuchte einst den Rabbi Simon. Es empfing ihn dieser gar freundlich, und reichte ihm einen Becher mit Wein. Eliezar trank ihn auf einen Zug aus. Er wurde schnell wieder gefüllt und noch schneller wieder geleert. — „Bruder Eliezar", sagte Simon scherzhaft, „erinnerst Du Dich, was die Weisen über das Trinken sagen?" — „wohl erinnere ich mich", antwortete der gutgenährte Eliezar, „der Vorschriften unserer Lehrer, daß Niemand einen Becher auf einmal austrinken soll; allein die Weisen kennen keine Regel ohne Ausnahme, und ich, Freund Simon, habe in diesem Fall Grund zu dreien: der Becher ist klein, der Trinker groß und stark, und Dein Wein köstlich."

— Ein schlauer Bedienter. Lieutenant: „Johann, hier hast Du 30 Pfennige, hole für uns Beide zwei Würste, eine für 10 Pfennige und eine für 20 Pfennige." Nachdem Johann die Würste geholt hat, sagt der Lieutenant: „Das Zeugs da will mir heut' ja gar nicht schmecken!?" — Johann: „Mit Verlaub, der Herr Lieutenant sollten nicht auf den Groschen sehen und sich doch auch eine Wurst für 20 Pfennige gönnen. Die für 10 Pfennige taugen nichts."

— Egoismus. „Wenn Sie mich lieben, Ida, so spende ich in Ihrem Namen diesen Diamant zum Besten der Ueberschwemmten." — „Wissen Sie, Herr Baron, da spenden Sie mir den Diamantring und lieben Sie die Ueberschwemmten an meiner Stelle."

— Spitalgeistlicher (zu einem neu angekommenen Patienten): „Sind Sie protestantisch oder römisch-katholisch?" — Kranker: „Nein, chronisch-katarrhalisch!"

Eigener Vorzug.

„Welchem Instrumente geben Sie den Vorzug, Herr Professor", fragte eine Dame den dem dilettantenhaften Musiziren feindlich gesinnten Aesthetiker B., „der Violine oder dem Klavier?" — Professor: „Unbedingt der Violine — denn die kann man jederzeit bequem zum Fenster hinauswerfen."

Zwei noble Präsente.

„Nun, was haben Sie denn Ihrer Fräulein Tochter zum Geburtstag gegeben, Herr Klemm?"

„Ich hab' ihr erlaubt, sich an Stelle der zwei Zähne, die sie sich an ihrem Namenstag ausreißen ließ, ein paar neue einsetzen zu lassen."

Vier böse Dinge.

Das meiste Unheil auf der Welt, —
Das merke sich ein Jeder, —
Bracht' uns die Liebe und das Geld,
Die Zunge und die Feder.

Entschuldigt.

„Na, August, warum trinkst Du denn immer Schnaps?" — „Ja weißt, das Bier bekommt mir nicht und den Wein bekomm' ich nicht."

Ein billiger Wecker.

„Wie kommen Sie nur immer so pünktlich in's Bureau? Sie müssen einen vorzüglichen Wecker haben" — „Gewiß, und dabei einen billigen. Allabendlich placire ich die Wiege unter die große Schwarzwälder-Uhr; punkt drei Uhr fallen dann die Gewichte auf mein Kleines, dies fängt dann mörderlich an zu schreien und ich weiß, was es geschlagen hat."

Drastischer Vergleich.

Commerzienrath: „Wenn die Baukunst, wie man sagt, gefrorene Musik ist, was ist dann die Sennhütte?" — Professor der Aesthetik: „Nun, ein gefrorenes Schnadahüpfel, mein Lieber."

Auch ein Nachtheil.

„Die Beleuchtung des Parkes mit elektrischem Lichte war gestern ganz superb — man hätte darauf geschworen, daß es wirklich Mondschein war." — „Gewiß, aber ich meine, es schwärmt sich doch nicht so gut, als beim wirklichen Mondlicht."

Gedankenspäne.

Man soll Keinen wecken, um ihm ein Schlafpulver zu reichen.

Wohlthun soll dem Geber und dem Beschenkten wohlthun.

Gegentheiliger Beweis.

„Ach, gehen Sie mir mit Ihren Komplimenten. Um solchen Herren zu gefallen, wie Sie sind, muß man jung und schön sein!" — „Wo denken Sie hin, mein Fräulein! Meine Zuneigung zu Ihnen beweist das Gegentheil!"

Malitiös.

„Reiten Sie gerne, Herr von Birn?" — „O, leidenschaftlich!" — „Warum lernen Sie es dann nicht?"

Bescheidenheit vom Katheder.

Professor: „Ja, meine Herren! Nur ganz außerordentlich begabte Menschen können sich bis in ihr zweites Lebensjahr erinnern. Ich erinnere mich ganz genau an mein zweites Lebensjahr!"

Eingegangen.

Ein Lieutenant läßt sich verschiedene Monocles vorlegen. Eine Reihe von Proben legt er mit dem Bemerken weg, daß das nicht seine Nummer sei. Endlich erklärt er, das passende Glas gefunden zu haben. — Lieutenant: „Bitte, was kostet dieses Glas?„ — Optiker: „Pardon, Herr Premier, in diesem Gestell befindet sich ja noch gar kein Glas!"